

Passion in Bern : ein Täuferroman [Fortsetzung]

Autor(en): **Laedrach, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **29 (1939)**

Heft 10

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637616>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Passion in Bern

Ein Täuferroman

von

Walter Laedrach



Copyright 1938, Eugen Rentsch-Verlag, Erlenbach

8

„Der Herr Willading, der auf scharfe Maßnahmen dringt, kennt das Emmental nicht.

Wenn er den Bins von seinem vielen Gelde bekommt, das er im ganzen Land da und dort auf den Höfen hat, so meint er, es sei alles in Ordnung; und wenn er dem Bauern, der den Bins zahlt, einen Taler oder auch nur einen halben zurück gibt, so glaubt er, was er getan habe, um gut Wetter zu machen!

Wenn er nur vor vier Wochen dabei gewesen wäre, als ich über den Text predigte: Fürchtet Gott, ehret den König, und ihn dahin auslegte, daß unter dem König unsere gnädige Obrigkeit zu verstehen sei. Wenn er nur gesehen hätte, wie nachher die Chorrichter ins Pfarrhaus kamen, um mir zu sagen, daß unter dem König allein Christus, der himmlische König, und nicht etwa ein amtierender oder gar ein stillstehender Schultheiß von Bern zu verstehen sei!

Und nun verlangt er ein verschärftes Vorgehen gegen die Täufer. Ich wollte fast, es ginge wieder wie vor sechzig Jahren“, rief er jetzt unwillig heraus.

„Wie ging es denn damals?“, fragte ihn seine Frau, die unter der Türe erschien und mit freundlichem Blick zum Mittagessen rufen wollte.

„Ach“, sagte er, „als damals im ganzen Land in allen Kirchen nach der Predigt ein Mandat gegen die Täufer verlesen wurde, erhob sich darüber ein grauenhaftes Unwetter, die Wasser traten über, die Bäume wurden ausgerissen, und in Bern flogen die Kamine und die Ziegel von den Dächern.

Im Münster aber löste sich ein großer Stein aus dem Gewölbe und fiel auf den Schultheißenstuhl, den er zerschmetterte. Ein Blick nur, daß der Schultheiß Franz Ludwig von Erlach gerade an der Hochzeit von einem seiner fünfunddreißig Kinder in Spiez abwesend war.

Das hat aber in Bern eine solche Bestürzung gegeben, daß ein paar Jahre lang die Täuferverfolgungen aufgeschoben wurden.

Aber seither fand man den Mut wieder, und ich sollte nun wissen, ob ich die Täuferin im Kleegarten auf der Egg angeben muß, oder ob noch begründete Hoffnung ist, sie werde von ihrer verkehrten Lehre zurücktreten, da sie doch ihren Mann nicht auf ihre Seite hinüber ziehen konnte.“

„Das gibt dir so viel zu tun?“ fragte die Pfarrerin verwundert; an deiner Stelle würde ich zu ihr gehen und ihr sagen, was du für eine Aufgabe habest, sie wird dir dann schon sagen, was du tun mußt. Heute nachmittag ist es schön, und es tut dir gut, wenn du aus dem Hause kommst.

Wir können dann auch gleich deine Studierstube putzen, sie hat es nötig.“

„Am Ende könntest du recht haben“, sagte der Pfarrer, „ich will nach dem Essen zu ihr hinauf gehen.“

Am Nachmittag schritt der Pfarrer von Sumiswald auf die Egg hinauf. An den sonnigen Rainen blühten blaue und rote Blumen im duftigen Gras; Rehe schauten da und dort aus den Waldecken, die Vögel sangen lieblich, und leichte Schönwetterwölklein wanderten fröhlich am blauen Himmel; aber sein Herz war bedrückt von seiner Aufgabe, die mit jedem Schritte schwerer wurde.

Die Egg war erstiegen, der Weg führte dem Waldbrand entlang. Spechte hämmerten, Eichhörnchen jagten die Stämme auf und ab, Kinder suchten Erdbeeren an der Sonnenseite, und jetzt erschien das graue Schindeldach des Hauses im Kleegarten.

Der Prädikant blieb stehen und schaute um, ob er niemanden von den Bewohnern erblicken könne.

Mit Genugtuung entdeckte er, daß die gesuchte Frau Anna im Garten stand, und daß noch jemand bei ihr unter dem Holunderstrauch sein mußte.

Das war günstig. Der Weg führte am Garten vorbei, der Besuch sah wie zufällig aus; umso freier würden die Leute sprechen, wenn sie nicht das Gefühl haben mußten, aufgesucht und ins Verhör genommen zu werden.

Kasch trat er jetzt vor, daß niemand mehr ins Haus oder in den Wald entwische.

„Gott grüß Euch, Frau Glückiger“, sagte der Prädikant. „Wie habt Ihr einen schönen Garten; es ist eine Freude, darin zu arbeiten.“

Und da ist ja auch noch das Breneli, auch an der Arbeit; da habt Ihr ja schon eine ausgezeichnete Hilfe.“

Scheu erwiderte Frau Anna den Gruß und wollte sich bücken, um wieder ihre Erbsen an die Stecken zu binden.

Breneli aber trat jetzt vom blühenden Holunder zurück, in der Hand einen Korb mit den gelblich weißen, stark duftenden Blüten tragend, die es auf der Laube vor dem Hause zum Trocknen ausbreiten wollte.

Es mußte beim Prädikanten vorbei und ihm wohl oder übel die Hand zum Gruße reichen.

„Es hat mir heiß gemacht, hier herauf zu steigen; wenn Ihr erlaubt, so sitze ich gerne ein wenig auf Eurem Bänklein ab, bevor ich weiter gehe.“

Jetzt trat auch Frau Anna näher, wischte die Hände an der leinenen Schürze ab und begrüßte den Pfarrer, der sich an den Schatten unter dem breiten Vordach setzte.

„Kann ich Euch nicht ein wenig Milch bringen?“ fragte Breneli, „kühl aus dem Keller ist sie das Beste bei der Hitze.“

„Gerne“, sagte der Pfarrer, „gerne kehre ich einmal bei Euch ein, besonders, wenn Ihr mir versprecht, auch einmal bei

mir in der Kirche einzukehren. Gott ist freilich überall; aber so nahe wie in seinem Hause tritt er uns doch nirgends."

Frau Anna schaute mit ihren großen Augen ernst auf den Pfarrer. „Gott wohnt nicht in Tempeln, die von Menschenhänden gemacht sind“, entgegnete sie, „er ist überall da, wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind.“

„Aber, Frau Anna, ich muß annehmen, daß Ihr etwas gegen mich habet, daß Ihr so beharrlich die Predigt meidet; wenn ich Euch etwas zu leide getan habe, so saget es mir, ich will gut machen, soweit es an mir liegt.“

„Ihr habt mir nichts widerdient“, sagte sie zögernd, „als daß . . .“

Sie stockte.

„Also habe ich doch etwas getan?“ fragte er beinahe erschrocken, „was ist es, Frau Anna?“

„So will ich es Euch sagen; aber zürnet mir nicht:

Unser Herr Christus hat gesagt, wer den Willen tut meines Vaters im Himmel, derselbige ist mein Bruder, meine Schwester und Mutter. Unter Brüdern und Schwestern aber sagt man Du untereinander. Ihr aber ehret mich und zählet uns also nicht zu Euch oder Euch nicht zu uns; und Ihr predigt stets, daß man die Menschen ehren solle, und das können wir gar nicht hören.“

„Wer seid Ihr denn?“ fragte der Pfarrer etwas schärfer als nötig gewesen wäre, „und wer sind wir, die wir in die Kirche gehen?“ „Ihr seid die Welt“, sagte sie kühl, „aber wir Brüder und Schwestern wissen, daß der Welt Freundschaft Gottes Feindschaft ist. Wer der Welt Freund sein will, der wird Gottes Feind sein.“

Der Pfarrer griff nach der Stirne. Der Schweiß brach ihm in großen Tropfen aus.

„Frau Anna“, bat er, „so können wir nicht einen gemeinsamen Boden finden. Ihr habt von den Täuferlehrern soviel gehört, daß ich denken muß, Ihr besuchet nicht nur ihre Versammlungen, sondern beherberget sie auch bei Euch und gebet ihnen Unterschlupf.“ Er stand auf und warf einen forschenden Blick auf das sauber gewaschene Haus, das in der Sonne glänzte.

„Gestehet es!“

„Das steht bei Gott“, sagte sie ruhig.

„Ich halte Euch an, laffet davon“, bat er. „Unsere Obrigkeit gedenkt scharf vorzugehen gegen die Verirrten und besonders gegen ihre Lehrer und die, die ihnen Vorschub leisten; hohe Strafen stehen im Mandat denen allen angedroht.“

Ich bitte Euch, kommet am Sonntag mit Eurem Manne in die Kirche, daß ich Euch als wiedergefundenes Schäflein in unsere Herde aufnehmen kann, sonst müßte ich Euch mit den Verlorenen angeben!“

„So tut, was vor Gott recht ist.“

Der Pfarrer schwieg erschüttert. Wortlos trank er die Schale Milch, die Breneli schweigend reichte.

„Aber du kommst mit dem Vater!“, bat er.

Breneli schaute auf die Mutter und sagte leise: „Ich werde vielleicht einmal kommen, wenn es unserem Kranken wieder ganz gut gehen wird.“

„Wer ist denn krank bei Euch?“

„Der Peter Hertig, der bei uns arbeiten half, der von der Obrigkeit unschuldig gestraft worden ist, Ihr wißt doch von seiner Geschichte.“

„Ja, ich weiß“, sagte der Pfarrer, „darf ich zu ihm?“

„Nein, heute lieber nicht, er hatte einen schlimmen Rückfall und eine böse Nacht; aber jetzt schläft er.“

„Wir können Gottes Wege hier unten nicht erkennen“, sagte der Pfarrer nachdenklich, „aber die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft.“ Schweren Herzens verabschiedete er sich und stieg bedrückter als er gekommen den Berg hinab.

Täuferjagd; der Schultzeiß spricht über Politik, der Dekan betet im Gefängnis.

Der Herr Willading kannte das Emmental nicht so schlecht, wie der Pfarrer von Sumiswald glaubte. Er wußte gut, daß hier nicht leicht zu regieren war, und daß ein Untmann, der gegen die Täufer streng einschritt, sich überall verhaßt machte, und daß seine Leute, die er dabei brauchte, kaum des Lebens sicher gewesen wären.

Deshalb sagte er nach der vormittäglichen Ratsitzung zum Rats Herrn von Dießbach, dem Vorsitzenden der Täuferkammer:

„Es wird nicht anders gehen, als wieder ein paar Täuferjäger ins Emmental zu schicken, wie man es früher auch schon gemacht hat. Es müssen aber fremde Leute sein; die Schloßweibel von Sumiswald und Trachselwald beißen nicht, und die Profossen in den Landvogteien draußen sind mit der halben Welt verschwägert und greifen auch nicht zu.“

Hat es keine Unfälle auf der Stadtwache, die man gerne abschöbe? Oder ist keiner im Loch, der im fremden Kriegsdienst fortgejagt wurde und auch hier nicht gut tut?

Das wären die rechten Leute, die man brauchen könnte; leibhafte Satane müßten es sein, das wären die besten, um die räudigen Schäflein in den Emmentalerbergen zusammenzutreiben und hierher zu bringen!“

„Ich will beim Hauptmann der Stadtwache anfragen, er wird schon Leute haben, die zu brauchen sind.“

„Gut, so schicket sie zum Landvogt von Trachselwald; der wird ihnen die nötigen Instruktionen geben, bevor sie an ihre Arbeit gehen; und jetzt geschwind drauf los, wir müssen hier reinen Tisch machen. Wer weiß, wann es im Toggenburgischen losgeht und wir alle unsere Leute brauchen!“

Acht Tage nach diesem Gespräch zogen vier Kerle über den Weggiffen nach dem Emmental, vor denen sich alles aus dem Staube machte, was sie von weitem kommen sah.

Wenn eine ehrbare Bäuerin auf der Egg das Biergespann erblickte, so befegnete sie sich und schloß die Haustüre; war sie aber auf dem Feld, so versteckte sie sich in den Bohnenstauden oder hinter einem Haselhaag. Der Bauersmann aber, der ihnen begegnete, faßte den Stock fester in die Hand und ging möglichst nebenauf, um das wilde Volk vorbeizulassen.

Ungekämmt, verkommen und stierlich sahen sie aus, die wilden Gesellen; aber sie trugen ein obrigkeitliches Patent in der Brusttasche. Der Staat hatte sie angestellt als Täuferjäger.

Da war der Stadtfeldat Dürfeler, der wegen Trunkenheit die habe Zeit im Loch saß und zu nichts zu gebrauchen war.

Der Hauptmann der Stadtwache hatte ihn gerne abkommandiert. „Hoffentlich bekommst im Emmental einmal gehörig Schläge!“ wünschte er ihm zum Abschied. „Verdient hättest sie schon lange; mach dann nur keine Komplimente und nimm sie dankbar an, wenn sie dir jemand geben will.“

Dann war der Waadtländer Gredin dabei, der ursprünglich ein bildhübscher Kammerdiener gewesen, aber seiner Schelmereien und Schürzenjagereien in keinem Schlosse länger als vier Wochen geduldet wurde. Darauf hatte er den Fuhrleuten, die ins Welschland kamen, als Ueberseher gedient; schließlich mit Schlangenfett und Marderdreß haufiert, die er als Heilmittel gegen alle möglichen Krankheiten verkaufte, und war in wenigstens sieben Ländern im Loch gefessen und mit der Rute über die Grenze getrieben worden. Warum sollte der sein Glück nicht einmal als Täuferjäger versuchen?

Der dritte hieß Schlich und kam aus der Zofingergegend. Sein blondes Haar hing ihm in langen Strähnen über die niedrige Stirn. Er war in Bern gefessen, weil er im Verdachte stand, einen reichen Gerber umgebracht zu haben. Da ihm nichts zu beweisen war, die Gemeinheit aber aus jeder Mausecke schaute, so hatte man für gut befunden, ihm ein Täuferjägerpatent in die Hand zu drücken und ihn laufen zu lassen.

Der vierte war ein vergeltstagter Koffhändler, der nirgends mehr Geschäfte machen konnte, weil seine Verlogenheit auf jedem Markte bekannt war. Er hätte mit dem besten Pferd

erscheinen können und hätte trotzdem keinen Käufer gefunden, denn wenn der Fuchs ein Tier verkaufte, so mußte ein Betrug dahinter sein, das wußte jeder Bauer.

Seit drei Tagen waren sie nun im Schloß Trachselwald einquartiert, und die beiden Schloßweibel zogen mit ihnen so unauffällig als möglich über die Egg und durch die Gräben und zeigten ihnen die Häuser der Täufer und wenn möglich von weitem auch die Leute, die sie dann holen sollten, wenn es losginge.

Die Bauern hatten aber die seltsamen Spaziergänger bald entdeckt, und merkten rasch, wieviel Uhr es geschlagen habe.

Junge Leute bewachten sie und belauschten ihre Gespräche in den Wirtschaften, und weitherum wußte man, was in der Nacht nach Johannistag losgehen sollte.

Die unheimliche Nacht kam ins Land, eine finstere Neumondnacht. Gegen zehn Uhr, als es finster wurde, schlichen die vier gefährlichen Gesellen schwer bewaffnet und mit Stricken versehen den Schloßberg hinab, überquerten die Grünen und wollten sich im Schutze des Waldes zur Egg hinauf begeben.

Wie sie in den Wald hinein traten, schien der lebendig geworden zu sein. Es raschelte hinter allen Stämmen, Steine rollten den Berg herunter, Aeste knackten, und plötzlich krachten Schüsse, und greuliche Hornstöße hallten in die Nacht hinaus.

Die Täuferjäger stutzten; da war es nicht geheuer! Sie waren nicht die Leute, die beim kleinsten Schreck davon liefen; aber wenn man einen unsichtbaren Gegner vor sich hat, dessen Macht man nicht kennt, dann mag man schon ängstlich werden und Kriegsrat halten.

Sie fanden, das Beste wäre, von diesem Wege abzustehen und weiter talaufwärts die Höhe der Egg zu gewinnen. Sie traten deshalb aus dem Walde heraus, um auf freiem Felde weiter zu gehen, wo nicht hinter jedem Baume versteckt ein Feind stehen konnte.

Kaum aber waren sie draußen, so flogen ihnen Steine um die Köpfe, und Scheiter schwirrten durch die Luft, dazu gellten wieder die Hörner und läuteten Ruhglocken; dann und wann krachte ein Schuß.

War es nicht ratsam, sich in die sicheren Schloßmauern zurückzuziehen? Der Welsche war dafür, der Stadtsoldat auch; aber Schlich und Fuchs fanden, nach einem derart unruhigen Beginn ihrer Tätigkeit würden sie des Patentes bald verlustig gehen, und sie setzten durch, daß der Wald wieder aufgesucht wurde, sobald die unsichtbaren Gegner etwas zurück blieben.

Rasch erklimmen sie jetzt die Höhe, lautlos und immer dicht beieinander bleibend. Wie sie aber eine Weile gestiegen waren, heulte vor ihnen ein Horn auf, langgezogen und schauerlich, wie wenn alle Geister der wilden Jagd miteinander aufschrien; von der Ferne antworteten andere, und rasch waren sie wieder von allen Seiten umstellt, diesmal im Walde drinnen.

Was halfen ihnen die Pistolen? Man sah keinen Feind. Wenn man um sich griff, so spürte man nur Baumstämme. Fester faßten sie ihre Säbel in die Hand, fürchterlich brüllte der augenrollende Schlich: „Blas da, oder ich schieße“.

Er drückte los, unheimlich krachte der Schuß; aber sein Echo weckte nur ein graufiges, hundertstimmiges Gelächter.

Ein fürchterlicher Steinbägel prasselte auf die erschrockenen Täuferjäger nieder, die seitwärts flohen und auf die Waldwiese hinaustraten.

Bei der Flucht stolperte der Welsche und fiel der Länge nach hin; wie er am Boden lag, regnete es auch schon Schläge von allen Seiten auf seinen Kopf, daß er laut aufheulte und um Hilfe rief. Da dachte Dürsteler an die Prügel, die ihm sein Hauptmann prophezeit hatte, und verkroch sich in ein Dickicht; die beiden andern aber liefen; um dem Kameraden zu helfen.

Wie sie sich näherten, fielen große Hunde über sie her und rissen sie zu Boden, starke Hände packten zu, entrißen ihnen Säbel und Pistole, ja, selbst die Stricke, die sie am Gürtel befestigt hatten, und banden ihnen die Hände auf den Rücken.

„Gerade so, wie ihr es den Unschuldigen antun wolltet!“, höhnten viele Stimmen, „und daß ihr nicht ums Fanggeld kommt, wollen wir es gerade auszahlen.“

„Legt sie auf den Boden“, ertönte ein Kommando. Die drei lagen im Grafe wie hingeweht von der Kraft der Fäuste, und jetzt hagelten die Schläge auf sie hernieder, daß ihr Schreien bald in ein Stöhnen und Röcheln überging; dann gab es noch verirrte Fußtritte, und die unsichtbaren Gegner verschwanden. Sie wußten, daß keiner dieser Jäger mehr gefährlich war.

Sie blieben bis zur Morgendämmerung liegen, dann kroch der Stadtsoldat hervor und schnitt den Kameraden die Stricke entzwei. Darauf kehrte das traurige Kleeblatt ins Schloß zurück, zur Unkenntlichkeit entstellt.

Schlichs häßliche Zahnücke war verschwunden, er spuckte den Rest der Zähne nach und nach aus, und als er im Schloß oben auf dem Stroh lag, schwoll sein zahntloses Maul auf wie eine tote Kage, und seine gelben Strähnen klebten am blutigen Gesicht.

Auch das schöne Gefräslein des Welschen war für immer entstellt. Ein besonders unglücklicher Schlag hatte sein Nasenbein zerhimmelt, und kein Feldscherer gab sich die Mühe, es wieder einzurichten. Alle außer Dürsteler waren am ganzen Leibe blau und braun gefleckt. Keiner trug ein Kleid, das nicht in Fetzen herunter hing. Von Säbel und Gewehr wußten sie nicht einmal die Richtung, in der sie ihnen fortgeflogen waren.

Einzig der vorsichtige Stadtsoldat hatte seine Ausrüstung noch vollständig, die Hosen waren sogar voller als je, und der Landvogt, der ihn im Audienzzimmer über den Vorfall abfragen wollte, hob die Sitzung vorzeitig auf; es war übrigens nichts Rechtes aus ihm heraus zu bringen.

Darauf schrieb der Herr Mutach einen Bericht nach Bern, in dem er sich beschwerte, daß ihm ganz unfähige Täuferjäger zugeschickt worden seien, die sich mit Bauernburschen verprügelt hätten; aber nicht einmal Auskunft zu geben vermöchten, wo, wann und wie.

Das Schreiben hatte eine erregte Unterredung zwischen dem Herrn von Diezbach und dem Hauptmann der Stadtwache zur Folge. „Die Leute sind absolut nicht unfähig gewesen“, behauptete der Offizier, sobald sie sich erholt haben, brauchen wir sie wieder in Eggwil und auf der Schwarzenegg; der Fehler lag im Verfahren, und das habt Ihr vorgeschrieben.

Ich könnte Euch den besten Leutnant mit den bravsten Soldaten nach Trachselwald oder nach Signau schicken, und es wird genau gleich gehen, wenn man sie zuerst mit dem Schloßweibel auf Rundschaft schickt. Auf diese Art wird alles verraten, und daß die Emmentaler einander helfen, sogar ihren Täufeln, wußte man hier eigentlich schon längst.“

„Wie soll man es denn vornehmen? Wir können doch nicht eine ganze Kompanie schicken, sonst gibt's noch einen Aufstand und unerhörte Kosten.“

„Man muß nur einen zuverlässigen Mann ins Pfarrhaus schicken, der Prädikant wird ihm genau sagen, wo die Täufer zu holen sind; ein paar Tage später führt er sie mit einigen handfesten Kerlen ganz unbemerkt aus ihren Häusern heraus ins Schloß.“

Sind sie einmal dort, so bringen die Profossen die Gefangenen sicher nach Bern, und einen solchen Transport wagt kein Mensch anzugreifen.“ „Gut, so gebt mir neue Leute, dann gehen wir noch einmal drauf los, bevor es ein Gewitter gibt über dem schulttheißlichen Thron!“

Während die Landvögte von Sumiswald und Trachselwald alle rauflustigen Burschen der Gegend in ihre Schlösser zitierten und zu erfahren suchten, wer an der großen Schlägerei beteiligt gewesen, und lauter erstaunte Gesichter sahen, die von nichts wußten und sich in jener Nacht der graufigen Hornstöße wegen nicht vor das Haus hinausgewagt hatten, erschienen neue Täuferjäger, kaum viel besser als die ersten, aber vorsichtiger und gewickelter.

In aller Stille griffen sie zu, den Christian Lütthi auf der Neuegg holten sie aus seinem Kirschbaum herunter und führten ihn ins Schloß; die engbrüstige Näherin Luzia Wymann von Rüegsau, die unter ihrem Hafereibrei das Feuer schürte, richtete ihn den Kindern nicht mehr an, und das Jammern der Zurückgebliebenen verhallte ungehört in den einsamen Häusern und Wäldern. Wem sollten sie klagen? Der Nachbar wagte nicht mehr, einen Täufer unter sein Dach treten zu lassen, seit er erfahren, daß es wieder blutiger Ernst geworden war.

An eine Täuferversammlung war nicht mehr zu denken; die Gefahr, ergriffen zu werden, war viel zu groß. Nur der Lehrer Zedi und sein Begleiter Peter wanderten unverzagt von Hof zu Hof und trösteten die Verängstigten und richteten die Zurückgebliebenen auf so gut sie konnten.

Sie blieben wie durch ein Wunder unbelästigt, doch waren sie oft im sicheren Versteck im Kleearten, oft auch in Höhlen im Wald oder in versteckten Heuschobern einsamer Waldwiesen.

Schon hieß es, die Jäger seien wieder abgezogen, sie hätten ihre Gefangenen nach Bern gebracht und kämen wohl kaum wieder, also daß man im Kleearten wieder etwas aufatmete und das Unheil abgewendet glaubte.

Schon wagte man wieder, zusammen zu Tische zu sitzen, ja, schon traute sich Frau Anna zum erstenmal wieder in den Garten hinaus, ohne einen der Buben als Wächter an den Waldrand zu stellen.

Da stand eines Abends ein bärenstarker Mann unter der Haustüre, trat ohne Gruß herein und faßte Frau Anna am Arm.

„Da haben wir sie ja“, sagte er höhnisch, „da ist auch eine, die nach Bern in die Unterweisung will!“

Hans Flückiger fuhr auf und wollte den Eindringling packen, da klirrten drinnen in der Stube die Fenster Scheiben, die Scherben fielen zu Boden, die Scheiterbeige vor dem Hause stürzte zusammen, und ein Fremder sprang durch das kleine Fensterlein in die Schlafkammer hinein.

Jetzt war es nutzlos, Frau Anna zur Flucht in ihr Versteck zu verhelfen. Ohnmächtig ergab sich Flückiger darein; es war nichts mehr zu wollen, denn vor dem Hause tauchte ein weiterer Jäger auf, und hinten am Waldrand lagen noch zwei auf der Lauer.

„Wo habt ihr den Zedi versteckt?“, fragte der Führer.

„Er ist nicht hier, wir wissen nicht, wo er ist.“

„Er wird nicht weit sein“, lachte der Eingedrungene, „wir werden ihn bald haben. Alle bleiben hier in der Küche“, befahl er. „Wer sich rührt, wird erstochen.“

Einer hütet das Pack, die andern kommen mit“, befahl er seinen Mannen. „Das wird untersucht.“

In den Stuben wurden die Betten auseinander gerissen, die Stranctüren eingetreten, die Kästen geleert und ihr Inhalt im Zimmer herum geworfen. Nichts fand sich, auch das geheime Versteck wurde entdeckt; aber es war niemand darin.

Dann ging's in die Tenne und auf die Bühne. Mit den Säbeln stachen die Jäger von allen Seiten in den Heustock, der kaum zu gären begonnen hatte; aber nichts zeigte sich.

Stall und Keller wurden untersucht, im Speicher die Kornkästen durchwühlt, umsonst.

Die Bettleinwand fuhr an den Säbelspitzen aus den Trögen, die Sonntagskleider flogen von der Speicherlaube in den Garten hinaus, und in der Küche sagte Frau Anna zu ihrem Manne: „Jetzt ist's so weit. Vergib mir, wenn ich nicht immer war, wie ich sollte.“ Den Kindern sagte sie: „Vergesst den lieben Gott im Himmel nicht und betet für eure arme Mutter.“

Dann drückte sie allen stumm die Hand, keines sagte mehr ein Wort, der Schmerz hatte allen die Stimme geraubt, die Kehle zugeschnürt. „Vorwärts“, befahl jetzt der Führer, „marsch, aus dem Haus, ihr habt lange genug Abschied feiern können.“

Wortlos und bleich, aber mit einem Glanz in den Augen, der nicht von dieser Welt war, trat Frau Anna hinaus.

Ihrem Manne fuhr ein Schrei aus dem Munde, der jedem Menschen den Atem stocken ließ; aber die Täuferjäger lächelten höhnisch. Sie traten mit Frau Anna in die einbrechende Nacht hinaus und ließen eine Stätte des Brauens zurück.

Bettstroh und zerrissene Kleider lagen in den Stuben herum, in der Küche ein umgeworfener Küchenschrank, das Geschirr zerfchlagen, der Speicher durchwühlt.

In dem Wirrwarr saß wortlos der Vater Flückiger; die beiden Buben aber schrien in die Dunkelheit: „Mutter, Mutter, o Mutter!“

Breneli aber, das aufschluchzend der Mutter nachsehen wollte, wurde von einem Jäger mit einem Stocke geschlagen, daß es zu Boden fiel, und als es sich erhob, um Peter zu warnen, der jeden Augenblick vom Walde zurückkehren konnte, wurde es von einem der Fremden ins Haus zurückgejagt, niemand durfte es mehr verlassen.

In namenlosem Glend blieben sie zurück. Die Buben weinten laut, im Stalle brüllten die ungemolkene Kühe; das ungeheure Unglück hatte sich auf das Haus niedergelassen, ohne Erbarmen die Mutter aus der Familie weggerissen, wozu? Zum Wohle des Landes?

* * *

In der gleichen Nacht wurde auch Peter Hertig gefangen, als er aus einer Höhle im Walde gegen den Kleearten zurückkehrte, um für den Lehrer Zedi und für sich einige Nahrung zu holen. Der Lehrer merkte bald, wie schlimm es stand, als sein Diener nicht wiederkam. Er verließ nun sein Versteck und wanderte durch die Nacht ins Tal hinab. Dort stand die kleine, vielhundertjährige Kirche von Rüegsbach. Einen Täuferlehrer würde man dort am allerwenigsten suchen. Er ging ungesehen auf sie zu, trat unter den Vorscherm, stieg hinauf zur Empore und von dort unter das Kirchendach. Da lagen die Scheiter für den nächsten Winter schon bereit; hinter diese verfracht er sich mit einem Laiblein Brot, das bei seiner Genügsamkeit für zwei Wochen reichte. Dann suchte ihn niemand mehr in der Gegend.

Die geschlagenen und verhöhnten Gefangenen lagen im Turm zu Trachselwald, die Füße in schweren Ketten geschlossen, ohne Stroh, ohne Decken auf dem bloßen Boden bei Wasser und Brot. Die Frauen weinten, die geschlagenen Männer stöhnten, aber bei Tagesanbruch sang Frau Anna das Lied:

Mein Harpfen ist mir zerbrochen
Wann ich schon singen will,
Das Trübsal hat mich getroffen,
Daß es nicht klingen will.
Wem soll ich's aber klagen
Dann meinem lieben Gott,
Der läßt mich nicht verzagen,
Er hilft aus aller Not.

Es war seltsam, wie dieses Täuferlied ihr neue Kraft gab, und tröstlich war es auch, wie aus allen Kammern die Stimmen der Mitgefangenen einfielen, so daß zuletzt der ganze Turm sang und das Lied zu einem mächtigen Choral anschwoll.

Ich hoff, dieser Zeit Leiden
Das werd nehmen ein End,
Darnach so kommt die Freude,
Die werd mir nicht entwendt.
Wann ich hab überschritten
Die kurze, kleine Zeit,
Mit meinem Gott in Frieden
Leb ich in Ewigkeit.

Jetzt erschien ein Prosos im Turm und hieß die Gefangenen mit unflätigen Worten schweigen.

„Mit eurem verfluchten Gespärre weckt ihr mir den Landvogt, und wenn ich noch einen Ton höre, so schlage ich drein, daß ihr euch im Täuferloch begraben lassen könnt, wann ihr wollt, und nicht mehr nach Bern zu marschieren braucht!“

Die erste Zelle, die der Unmensch betrat, verstummte.

„Waren das nicht der Peter Hertig und der Lütli von der Neuegg, die jetzt aufhörten?“, fragte die Luzia Wymann ihre Mitschwester.

„Du mein Gott und Vater“, stöhnte Frau Anna, „ist jetzt der Peter auch noch gefangen? Bin ich wohl noch schuld, daß er auch hier durch muß?“

Die Luzia wußte keine Antwort; stumm saßen sie im dunklen Berließ, der Gesang verklang im Gebrüll des Profossen.

Die Frauen fingen an zu beten, bald beteten sie laut, bald leise; dann brüteten sie wieder dumpf vor sich hin, hie und da feußte eine laut auf.

Am Mittag brachte ein Wärter Wasser und Brot.

„Wie lange müssen wir hier bleiben?“, fragte Frau Anna.

„Geht mich nichts an; wäret ihr meinetwegen in die Kirche gegangen, dann sähet ihr nicht da.“

Er schlug die Türe zu, und die bohrende Einsamkeit und Verlassenheit zog wieder ins dunkle Gelaß. Vier Nächte und vier Tage saßen die Gefangenen dort, dann hieß es nachts um zwei: „Auf, in den Hof hinab!“

Beim Fackelschein band man dort den Frauen die Arme aneinander, dann wurden die Männer heruntergeholt und auch aneinandergeschlossen.

Nachher holten die Schloßknechte eine alte, lahme Täuferin aus dem Turm, warfen sie auf einen Karren, und „Vor-

wärts, auf die Hochzeitsreise nach Bern!“, höhnte ein Profosch, da öffnete sich das schwere Schloßtor und der Zug stieg in aller Stille den Schloßberg hinunter, zwei Täuferjäger voran, zwei in der Mitte, zwei hintendrein.

„Wer das Maul auf tut, dem schlagen wir die Zähne ein“, verhieß der Leiter des Transports, und darauf ging es hinaus in die kühle Sommernacht.

In der Morgendämmerung kam man in Walkringen an; noch war niemand auf der Straße. Um sechs Uhr erschien das Trüpplein der Glenden auf der Höhe von Worb, da ertönten Pferdehufe; der Landvogt Mutach erschien mit einem Reitknecht, um sich zu überzeugen, daß alles in Ordnung gegangen sei.

Von hier an ritt er in einiger Entfernung hinten nach, er wollte die Gefangenen selber in Bern abliefern.

Am Stalden in Worb, der steil gegen Bern zu führte, begegneten die Täuferjäger einem Metzgermeister, der rosenrot und gutgelaunt über Land ging, um Schlachtvieh einzukaufen. Er blieb stehen und sagte mißbilligend: „Wißt Ihr wieder nichts Besseres zu tun, als Unschuldige einzufangen! Man kann im Emmental bald kein Geschäft mehr machen, die meisten sind schon eingesperrt; aber die Richtigen nehmt Ihr nie, die Falschen laßt Ihr laufen!“

„Schön, daß du das einsehst“, lachte der Profosch.

Fortsetzung folgt.

Der Flieger

Von Friedrich Bieri

Voll von Wundern und jung
Reißt dich ein Rauch in die Höhe,
Daß im saufenden Schwung
Jubel und Ruhm bestebe.

Nicht bedürftig der Erde
Scheint dein stürmisches Steigen,
Auf die kriechende Herde
Siehst du aus höchsten Gezweigen.

Singst in die Sternäonen
All, was dein Eigen war,
Lachest drohender Zonen
Lähmender Höhengefahr! —

In die Leere der Lüfte
Hebt die Seele die Glieder,
In die Tiefen der Klüfte,
Wortlos siehst du hernieder.

Und in rasendem Drehen
Fühlst du jubelnde Freud',
Kannst nicht stillestehen
Luft ohne Staub ist dein Reich! . . .

So ehrt eine Nation ihren Lufthelden

Skizze von Ernst Roth

„Müller?“

Das Lächeln des Piloten steckt auch mich an. Es ist ja drollig, daß wir beide so seltene Namen führen. Der Flieger hatte sich mir nämlich als Meier vorgestellt.

„Also im Führerraum möchten Sie den Flug mitmachen?“

Zwei graue Augen im scharfgeschnittenen Gesicht mustern mich von oben bis unten.

„Ihre Bitte kommt mir gerade gelegen, Herr Müller. Normalerweise hätte ich erst in drei Stunden starten sollen und nun bekam ich den Auftrag, in einer Viertelstunde Genf für einen Zusatzkurs nach Zürich zu verlassen. Ich bin mit meiner Maschine bereit, aber mein Mechaniker, ebenfalls ein Herr Müller, verbringt seine ihm zustehende Freizeit irgendwo in der Stadt.

Lande ich ohne Mechaniker, so bekomme ich Scherereien. Sie brachten bloß in das Ueberkleid zu schlüpfen, die Mühe auf den Kopf zu setzen und Mechaniker Müller wäre zur Stelle. Machen Sie mit?“

Selbstverständlich bin ich damit einverstanden und wenige Minuten später, an den glänzenden Rumpf des zweimotorigen Schnellflugzeuges gelehnt, komme ich mir tatsächlich als Mechaniker vor. Was doch so ein Berufskleid mit Reißverschluß ausmacht!

Die heran kommenden Fluggäste beachten mich kaum. Nur zwei Augen begegnen den meinen. Mandelförmige Augen in einem von blauschwarzem Haar umrahmten, olivenfarbenen Gesicht. Nun möchte ich Mitreisender und nicht Mechaniker sein.